



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

Theaterplaudereien.

1.

Aus Paris.

Hier sende ich Ihnen die Ausbeute von zwei, drei Theaterabenden; allerlei Neues, Nichts Rechtes. Aber was soll man thun in diesen Herbstabenden, die nicht Fisch, nicht Fleisch sind, wo man weder in der grünen Natur jenseits der Barrière, noch in den erwärmten Salons einer schwazenden Gesellschaft sich erfreuen kann? Da läuft alle Welt ins Theater; ich laufe mit. Im Odeon sah ich ein fünfactiges Stück, ein Drama „Die Schwester der Königin“, ein Compagniestück der Herren Molé Gentilhomme und Pierre Laboco; Johanne von Neapel, die mörderische Gattin von vier Männern, von welcher die Geschichte der Gräueltthaten genug zu erzählen hat, ohne daß eine französisch-romantische Einbildungskraft noch Etwas hinzuzufügen brauchte, wird in diesem Stücke noch von einer Schwester begleitet, die ihr an Mordlust und Liebesucht, wie ein Ei dem andern, ähnlich steht. Der dritte Mann Johannens, ist auch der Gegenstand der Anbetung ihrer Schwester, die den ihr bestimmten Gatten erwürgen läßt, um mit jenem in Verbindung zu treten. Gefängniß, Neue, und endlich das Wiederaufleben der ermordet Beglaubten, das ist das Material, woraus diese fünf Acte zusammengeliefert sind. Theater, die zwei vollensüchtige Schreihelbinnen haben, können sich hier satt essen; Avis für die deutschen Uebersetzer. Wie viel trägt wohl eine solche Uebersetzung diesen Herren ein? Sicherlich nicht so viel, als die Stücke des Herrn Granville ihm

eingetragen haben. Wer ist Herr Granville? Es ist der Held einer andern Komödie, die ich in diesem Theater des Odéon einige Abende später zum ersten Male aufführen sah und welches den Titel führt: „Der Poet, oder die droits d'auteur.“ Es ist doch ein gesegneter Boden, dieses Frankreich! Die droits d'auteur! In Deutschland könnte man hieraus höchstens ein Trauerspiel machen; Dank den besseren Gesezen Frankreichs, hier macht man ein Lustspiel daraus. Herr Granville ist ein großer Dichter, ohne Geld; er will jenseits des Meeres sein Glück suchen und kommt natürlich eben so arm zurück, als er abgereist ist, nur ist der arme Teufel um 18 Jahre älter und hat eine Tochter Julie. Nun aber kommt die eigentliche Geschichte. Granville hat bei seiner Abreise eine ungeheure Menge von Komödien, Tragödien, Dramen, mit einem Worte allerhand Arbeiten eines Theaterdichters zurückgelassen. O Glück! Diese Werke, mit denen Granville Nichts anzufangen wußte, sind plötzlich bei aller Welt beliebt geworden, als man ihren Verfasser gestorben glaubte. Die Theater haben sich um seine Lustspiele, seine Vaudevilles, seine Dramen gerissen. Das Publikum hat für diese Meisterwerke nicht allein seinen enthusiastischen Beifall, sondern auch sein Geld, nicht bloß seine Thränen, sondern auch sein Geld, nicht bloß seine Heiterkeit, sondern auch sein Geld, immer sein Geld gegeben; — aus diesem Geld ist nun eine Masse geworden und die Mitgift des Fräuleins Granville ist sofort da. Wäre Fräulein Granville die Tochter eines deutschen Theaterdichters gewesen, sie wäre wahrscheinlich noch heute unverheirathet. — Erinnern Sie sich noch einer Novelle von Ischolle, welche der Feldweibel heißt? Friedrich Wilhelm I., der Freund aller großen Männer, d. h. solcher, die sechs Fuß und noch etwas darüber messen, läßt einen jungen Schweizer mit Gewalt ausheben und in sein Regiment einregistriren. Ein junges Mädchen von nicht minder hoher Taille begegnet dem König auf einem Spazierritt, erhält ein Briefchen nach Potsdam und soll dort gezwungen werden, besagtem großen Mann aus der Schweiz als Ehegattin sich zu verbinden. Welch ein prächtiger Stoff für ein Lustspiel! Warum hat man noch keins daraus gemacht? Hier hat man aus einem ähnlichen, aber viel schlechteren, ein allertiefstes Vaudeville in zwei Acten fabricirt, welches unter dem Titel „Die beiden Brigadiers“ im Variété Théâtre von Stapel ging.

„Zu ebener Erde und im ersten Stock“, Nestroy's spaßkräftige Posse, macht hier enormes Glück; wenn wir doch nur gerechter gegen uns selbst wären. Ich habe das Stück im östereichischen Dialekte im Theater an der Wien gesehen; die Wiener Gutmüthigkeit fehlt in der französischen Uebersetzung. Wie köstlich ist Scholz, wenn er den Brief an seine Geliebte sich vorlesen läßt und

immer mehr „G'füll“ verlangt, bis er endlich zuletzt: „vill z'vill G'füll“ darin sündet. Die französische Farce ist witziger, geistvoller, wenn man will; humoristischer unstreitig ist die Wiener. Mehrere zotige Witze, welche die deutsche Originalausgabe hat, sind zum Vortheil des Stückes in der französischen Uebersetzung weggeblieben. Wie ich höre, ist man daran, den Lumpacivagabundus zu übersetzen. Wir haben ein eigenes Malheur mit diesen Franzosen. Im Roman haben sie zuerst mit der Uebersetzung Jean Paul's und Hoffmann's angefangen; im Theater beginnen sie mit dem Mestroy. Die Maria Stuart, die in das Théâtre français in Lebrun'scher Verballhornung gespielt wird, kann kein Deutscher als deutsches Eigenthum reclamiren. Uebrigens besteht die Rachel darauf, daß man die Jungfrau von Orleans im Théâtre français gebe; wie man die arme Jungfrau verstümmeln wird, mögen die Götter wissen. Die Rachel ist in letzter Zeit, seit sie von London zurückgekommen ist, ganz eingenommen für englische und deutsche Dramen; da sie als eine geborne Kaiserin das Deutsche versteht und den jüdisch-elsässischen Dialekt sogar spricht, so ist es natürlich, daß sie mehr für Schiller als für Shakespeare Sympathien hat. Sie fühlt es, daß sie eines erweiterten Wirkungskreises bedarf, um nicht stabil, langweilig zu werden und außer der Mode zu kommen. Die italienische Oper ist mit Rossini's Semiramide wieder eröffnet worden; Pauline Garcia, oder wie sie jetzt heißt, Garcia-Biardot. (sie hat Herrn Biardot, den Mitherausgeber der Revue Indépendante geheirathet) trat zum ersten Male darin auf. Man hatte große Vorbereitungen getroffen; die Literatur, die Hausfreunde, die zahlreichen Anbeter der geistreichen, obschon ganz unschönen Frau waren auf ihren Posten. Der kräftige Contrealt der sehr gebildeten Sängerin ließ sich hören — aber ohne Glück. Die Garcia-Biardot hat Alles, um in der französischen Oper zu brilliren, in der italienischen jedoch wird sie immer durchfallen. Die Leidenschaft, welche die Sonne Italiens ausbrütet, ist ganz anderer Art, als diejenige, welche die französische Schule ausbildet.

Ph. V.

II.

Aus Stuttgart.

October.

Unter der Intendanz des Baron von Taubenheim und der Oberregie des Herrn Moriz sind bei unserer Bühne Kräfte rege geworden, die wahrhaft elektrischer Schläge bedurften, um aus langer Indolenz zum Selbstbewußtsein, zum Willen und Wirken zu erwachen. Wenn auch zuvor schon

Schönes, ja zuweilen Bedeutendes geleistet wurde, so machte sich doch stets eine gewisse Einseitigkeit fühlbar. Geschah das Eine, so unterblieb das Andere, und ein Streben nach allseitiger Vervollkommnung, nach einer Einsetzung aller Theile in die ihnen gebührende Würde war durchaus nicht vorhanden. Baron von Laubenheim führt ein milbes und zugleich streng gerechtes Scepter; er glüht für die Kunst und achtet den Künstler; er sucht die ihm Untergebenen nicht durch militärisches Commando, was früher oft gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hat, sondern durch Liebe zum Festhalten an der Pflicht zu bringen. Er mischt sich nicht in die technischen Details, welche den freien Ueberblick über das Gesamtwesen der Kunstanstalt hemmen, und behauptet so den eigentlichen und wahren Standpunkt des Intendanten. Desgleichen hat Herr Moritz seinen Beruf als Oberregisseur des Theaters in vollem Umfang erfaßt und benützt die ihm gegebene Stellung nach allen Richtungen. Ungehemmt in seinem Streben, nicht beengt in seiner Thätigkeit durch eine Gewalt von Oben, die ihr Vorhandensein aus Eitelkeit, aus Herrschaftsucht immer wieder vorschiebt, wenn sie in minder edle Hände gelegt ist, — unbeschränkt in seinem umfassenden Wirkungskreise regt er mächtig die Flügel seines Talentes, entwickelt er kräftigst seine Kenntnisse, die Resultate seiner Studien. Mit dem lobenswerthesten Ehrgeize ausgerüstet, setzt er Alles ein, um zu einem Ziele zu gelangen, das man freilich nur, eisernen Willens bewußt, mit der größten Strenge gegen vermeintlich wohlverworbene Rechte, gegen persönliche Anmaßung, dunkelhafte Opposition, Intrigue und Trägheit, aber auch nur mit der größten Strenge gegen sich selbst erreichen kann. Allen Reformationsplänen stellt sich bekanntlich zuerst die Unlust und die vis inertiae der Kleingeister und der Herkömmlichen entgegen, aber der Reformator muß und kann immer nur nach des Volkes Stimme trachten, welche von den Vorurtheilsfreien geleitet, nach der Mehrzahl der Erfolge richtet, und den Einflüssen persönlicher Anfeindung unzugänglich bleibt. Und diese gewichtige Stimme, auf die man durch allerlei entfernte und nahe Angriffe, durch Ausstreunungen in Journalen und in den Coteries unserer Stadt zu influiren bemüht war, spricht sich jetzt unumwunden und entschieden — an den Früchten erkennend — für die Bestrebungen und die Handlungsweise des Herrn Moritz aus. Wie dieser länger schon beim Schauspiel zu neuer Thätigkeit aufzustacheln, den alten Schlandrian auszumerzen, eine gewisse Totalität in den Productionen zu bewerkstelligen, alle einzelnen Theile zu einem Gesamtkarakter zu verbinden, und eine gegenseitige Annäherung zwischen Publikum und Bühne durch Wahl und Einrichtung der Stücke hervorzurufen und zu beseitigen bemüht

war, so legte er in neuester Zeit auch Hand an die Oper, welche in vielen Stücken bis daher einen festen Schlaf geschlafen hatte und uns gar oft an das Gewölbe eines Tröblers erinnerte, worin verbleichte Sammetstühle aus dem 17. Jahrhundert, und frische Meaou Meubles, blinkende Kristalle und steinerne Krüge, wie es der Zufall gefügt, friedlich neben einander aufgestellt sind. Die Freigebigkeit S. M. des Königs, das Vertrauen und der schnell erfassende, für alles Schöne begeisterte Sinn seines Intendanten erleichterten Herrn Moritz auch bei der Oper die Durchführung großartiger Ideen. Wäre ein früheres Einschreiten bei dieser Branche des Theaters auch dergestalt wünschenswerth gewesen, daß man Herrn Moritz sogar einen Mangel an Interesse für die Oper zum Vorwurf machen wollte, so läßt sich doch sein Zögern mit dem Umstande rechtfertigen, daß ihm daran gelegen sein mußte, zuerst seine Thätigkeit an einer erhabenen, bedeutende Mittel und Kräfte in der scenischen Behandlung zulassenden und erfordernden Sondernichtung zu erproben und durch ein mächtiges Werk jenen Vorwurf zu zernichten. Die Wahl fiel auf Meyerbeer's Hugenotten und war nur als eine äußerst glückliche zu betrachten. Man ist hier allgemein für die Compositionen dieses Meisters eingenommen, und harrete längst mit Spannung der Aufführung seiner Hugenotten entgegen. Diese fand zuerst am Geburtstage S. M. des Königs den 27. September statt. Wahrlich Großartiges, ja Unglaubliches hatte die Regie zu Wege gebracht, wenn wir es mit dem vergleichen, was in den letzten Jahren vor unseren Augen vorübergegangen ist. (Mit der Beurtheilung der Musik wollen wir uns nicht beschäftigen; sie hat längst ihre Würdigung gefunden.) Jede Erwartung war weit, weit übertroffen; Aehnliches hatten wir hier in der Oper nicht erlebt, und wir dürfen wohl behaupten, daß kein Theater Deutschlands Besseres, Glänzenderes in der Scenerie aufzuweisen im Stande ist. Es war, als ob die alte Bühne durch einen Zauberschlag zu einer neuen Gestalt verwandelt worden wäre, die uns anfangs wie die Schilderung eines Feen-Märchens erscheinen mußte. Musik und Scene waren jetzt einmal in vollen Einklang gebracht, und liefen nicht, wie dies sonst wohl der Fall gewesen ist, neben einander auf der Straße hin, gleich zwei durch ein Ungefähr zusammengeführten Wanderern, von denen der Eine eine alte Blouse trägt, der Andere in glänzendem Gewande einherschreitet, der eine vom Hunger geplagt, den Kopf zur Erde gesenkt während der Andere begeistert in die Sonne schaut. Von dem kleinsten Farbepünktchen bis zu den großartigsten, den ganzen Raum der Bühne in Anspruch nehmenden Gruppierungen war dem Scharfblicke im Arrangement nichts entgangen, was den Totaleindruck in irgend einer Beziehung

zu unterstügen vermochte, und die Bilder, die sich uns vor die Blicke stellten, zeigten sich durchgängig völlig abgerundet, tabellos geschlossen. Die Effekte der Gruppierungen, der Gestalten und ihrer Positionen an und für sich so wie in ihrer Beziehung zu den andern, die Wirkungen der wechselnden Farben waren so geschickt berechnet, wie sie kaum der begabte Maler vor der Leinwand zu berechnen vermag. In diesen Tableaux herrschte zugleich eine Lebendigkeit, wie wir sie ebenfalls in unserer Oper nie zuvor gewahr geworden waren. Zu größerem Lobe der Regie aber gereicht der Umstand, daß sie ihre Anordnung nicht bloß auf das Lobte, auf die äußere Pracht, sondern auch auf die Personen des Dramas selbst ausgebehnt hat. Die Chöre waren nicht mehr die Maschinen, welche den Compositionsstoff auszuprägen haben; sie nahmen in jeder Beziehung an der Handlung Antheil und füllten lebhaft agirend die Zwischenräume zwischen der einen und der andern musikalischen Aufgabe. In der Wahl der glänzenden Costumes war Geschmack mit historischer Treue gepaart.

Man muß die Bedeutung einer energischen geistvollen Regie nicht auf die leichte Achsel nehmen, von ihr hängt gar oft der Erfolg nicht nur eines Stückes, sondern eines ganzen Institutes ab. Eine Masse schlummernder Kräfte zu entfesseln, und zum Bewußtsein zu bringen, und jedem dann erst die Stelle anzuweisen, auf der es eine Wirksamkeits-Sphäre gewinnen kann, dazu gehört ein entschiedenes Talent, und eine eben so entschiedene, unbeugsame Willenskraft — Eigenschaften, welche Herrn Moriz manchen Feind, sicherlich aber auch die Zustimmung und Achtung aller Gebildeten erworben haben. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß man bei uns nicht daran dachte, die Handlung in ein anderes Land, in andere Zeiten zu verlegen, wie dies in München geschehen ist; hier hegt man Gottlob keine Furcht vor gefährlichen Aufregungen durch die Kämpfe der Hugenotten und Katholiken auf der dramatischen Scene. — Die Besetzung der Rollen, um dieses Punktes kurz zu erwähnen, ließ vielleicht zu wünschen übrig. Unsere Bühne hat in Jahresfrist zwei Sängern, Rosner und Debler — durch den Tod, zwei Sängerinnen, Fr. v. Pistrich und Madame Wallbach durch Entlassung verloren, und diese Verluste sind theilweise erst durch neue Engagements zu ersetzen. Herr Krauscher war indessen ein trefflicher Repräsentant für Raoul, Fräulein Evers gab die Valentine mit Feuer und mit einer Reife des Vortrags, welche der noch jugendlichen Sängerin eine hohe Rangstufe in der Kunstwelt sichert. Minder geeignet schien Fräul. Haus, eine sonst verdienstvolle Künstlerin, für die Rolle der Margarethe von Balois. Den Marcel gab Herr von Kaler, den Grafen von Saint-Bris

Herr Pezold, den Nevers Herr Arndt u. s. f. Die Hugonotten fanden sowohl bei der ersten Vorstellung, als bei den nun stattgehabten Wiederholungen stürmischen Beifall. Für Stuttgart ist diese Oper als ein wahrer Gewinn zu betrachten. — Möchte doch bei den andern Künsten sich ebenfalls ein solcher Genius in unserer Mitte regen.

Aug. 3... er.

III.

Emancipirte Frauen in England.

Die deutschen Journale haben in den letzten Monaten Nichts als Trauriges aus England berichtet. Bald ist es die Armuth, bald die Chartisten, bald der Aufstand der Arbeiter, bald der Brand in Liverpool. Man sollte glauben, ganz England schwimmt in Thränen, die noch bitterer und gesalzener sind, als das Meer, in welchem es schwimmt.

Erlauben Sie mir, daß ich zur Abwechslung Ihnen einige jener komischen Bilder vorführe, welche den Leser erinnern, daß der Stoff für den Griffel eines Hogarth und die Feder eines Boz hier unverwüßlich bleibt. Ich führe Sie in einen weiblichen Kreis, zu einem Meeting, welches vor wenigen Tagen in Old Bailey Statt fand, um eine Association von Chartistinnen zur gemeinschaftlichen Cooperation mit den Männern zu bilden. (A female association to cooperate with the male association.) Ringsherum ist der kleine schmutzige Saal mit Weibern von allen Sorten vollgestopft; einige führen ihre Kinder an der Hand und sind in einem Aufzuge, der beweist, daß sie ihre Emancipation wenigstens gegenüber den Gesetzen der Mode bereits vollführt haben. Andere, und nicht immer die Hülscheren, sind stattlich gepuzt und werfen erobrende Blicke auf die Männer, die ungefähr ein Viertel der Versammlung, gleichsam bloß die Statisten dieser Scene bilden. Auf die Motion einer kleinen viereckigen Schönen, Miß Susanne Fuge, welche von ihrer mageren Freundin, der ehrbaren Mrs. Wyatt unterstützt wird, überläßt man dies Mal die Präsidentschaft an einen der Herren; Master Larcy wird diese Ehre zugetheilt. Ein Herr Ridley, ehemaliger Geistlicher, hält hierauf mit vieler Salbung eine Rede über den gegenwärtigen Zustand der Frauen und über die gerechten Ansprüche, welche die schönere Hälfte des Menschengeschlechts auf die Ausübung der politischen Rechte machen kann. Diese Rede ward mit ungetheiltem, aber ruhigem Beifall aufgenommen. Nun aber erhob sich ein Master Cohen, ein Jude, dessen orientalische Gesichtsbildung und dunkelschwarzes Haar gegen die

Masse hellblonder celtischer Figuren ringsumher sonderbar abstach. Seine Rede beweist, daß obgleich er, weil nicht im vollen Genuß seiner politischen Rechte, Chartist, doch dem seine Nation bezeichnenden Gefühl der heiligen Scheu vor dem Bestehenden, besonders wo die Veränderungen ins häusliche Leben eingreifen sollen, nicht untreu geworden. Er erlaubt sich nämlich in vorsichtigen, wahrhaft diplomatisch-feinen Wendungen, aber doch unumwunden die Bemerkung, daß der Platz der Frauen am häuslichen Herde sei, nicht aber auf der Kampföhne der Politik. „Physisch betrachtet“, sagt der unselige Redner, „ist die Frau nicht zu politischen Functionen bestimmt. (Die Damenwelt steht geräuschvoll von ihren Sigen auf.) „Ich berufe mich deshab auf alle mit ihren Kleinen hier anwesenden Mütter.“

Ein überhand nehmendes Murren der Damen und die sich wiederholenden Rufe „zur Ordnung“ unterbrechen den Redner. Ein Master Saumon ruft ihm zu, „ob er denn kaltes Wasser über die Vereinigung gießen wolle.“ Die Damen beklatschen diese Aeußerung und Master Cohen kann seine Stimme nicht erheben. Mrs. Susanne, die Secretairin der Versammlung, erhebt sich und wendet sich an den vorigen Redner: „Ich möchte wohl wissen, warum Mr. Cohen uns erlaubt, hier zu votiren, wenn er der Meinung ist, wir sollten keine öffentlichen Functionen bekleiden. Es gehören, sollte ich meinen, doch nicht eben viel physische Kräfte zum Votiren.“ Es ist indessen im Saale einige Ruhe eingetreten und Master Cohen, der sich gar nicht für besiegt hält, antwortet mit einem Argument ad feminam. „Ich erlaube mir in aller Demuth und allem Respect die junge Dame, die so eben gesprochen, zu fragen, welche Art von Function sie bekleiden will? (Zur Ordnung! zur Ordnung!) Ich will den Fall annehmen, sie befände sich im Unterhause als Repräsentantinn eines Fleckens und ein junger Gentleman, ihr Bräutigam oder Liebhaber, ebenfalls Mitglied der Kammer, suchte durch ihre Herzensverbindung einen Einfluß auf ihr Votum zu gewinnen; ich frage die junge Dame nun, was sie alsdann thun würde? Würde sie nicht das Interesse des Landes ein wenig aus dem Auge verlieren? (Zur Ordnung!) Ich habe mich nicht von der Tagesordnung entfernt; im Gegentheil bin ich gar sehr für die Erweiterung der socialen Rechte der Frauen, will ihnen aber keine politischen eingeräumt wissen.“ Dieser gute Herr Cohen hat wahrscheinlich nicht gewußt, *faciens quid femina possit*. Ich zitterte einen Augenblick lang, er möchte, ein zweiter Orpheus, von den Mänaden zerrissen werden, so dicht drängten und verfolgten ihn die Misses und Mistresses Chartistinnen, denen wahrscheinlich daran lag, ihm einen Beweis von ihren „physischen Kräften“ zu geben. Zu

seinem Glücke verlangt eine Rednerin das Wort und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums von den Kezereien des unseligen Dissenters ab. Die neue Rednerin ist Mrs. Maria Anna Walker, eine junge, in der That nicht uninteressante Figur, die in der heutigen Sitzung ihre maiden speech hält. Diese ist aber von solcher Bedeutung, daß die Mrs. die Heldin der Tagesitzung wird, und daß ich nicht umhin kann, die hervorragendsten Stellen daraus mitzutheilen. „Ich bin erstaunt,“ begann sie, „über die Frage des Master Cohen, so wie überhaupt über die ungeziemenden Bemerkungen dieses Herrn (Bravo!) „Ich weise mit dem tiefsten Unwillen die Idee zurück, daß, wenn Frauen im Parlament wären, irgend ein Mann, sei er nun ihr Geliebter oder ihr Gatte, erbärmlich genug sein könnte, auch nur eine einzige „von ihrer Pflicht und Ueberzeugung abzubringen.“ (Verdoppeltes Bravo=rufen von Seiten der Männer.) „Ich würde einen Mann, der durch solche „Mittel Einfluß auf das Votum einer Frau zu gewinnen suchte, mit aller „einer Frau möglichen Geringschätzung, wie einen verächtlichen Schurken (a „contemptible scoundrel) behandeln.“ (Neue Bravos.) „Die Ereignisse, die „jetzt im Norden des Königreiches vorgehen, wo man unsre Brüder und Schwes- „tern in moderverpestete Kerker wirft, sind wohl geeignet, auch uns Frauen „aus unsern stillern Wirkungskreisen ins öffentliche Leben zu rufen.“ (Ein wahrer Donner von Beifallsbezeugungen: der Saal droht mit dem Ruf „Bravo, Mrs. Walker!“ einzustürzen.) „Was Lord Abinger (der Präsident des Special- „Gerichtshofes) betrifft, so ist er des Namens eines Mannes unwürdig (Zischen „und Pfeifen!), ist unwürdig, so Männer wie Frauen zu repräsentiren. „Seine Herrlichkeit hat gesagt, die Chartisten wollten zur Macht kommen, „um Allen Gesetze vorzuschreiben. Nun! Ich aber weise diese freche Lüge mit „aller ihr gebührenden Verachtung zurück.“ (Beifallsklatschen von den Män- „nerbänken, die Damen schwenken ihre Taschentücher.) Am Schlusse ihrer, mit „vielm Feuer und lebhafter Gesticulation vorgetragenen Rede, sagt die Dame: „Ihr, die Ihr nun mit Neugier hieher gekommen seid, seht nun ihr jungen „Männer, daß auch wir Frauen zu reden verstehen!“ Sie setzt sich unter all- „gemeinen Beifallsbezeugungen nieder und erhebt sich nur auf, um eine vom „Meeting ihr votirte Dankfagung eine kleine Gegenrede zu halten, in welcher „sie die gegenwärtigen Damen auffordert, sich auf die Liste der Association auf- „schreiben zu lassen.

B s.

Zur Berichtigung.

Unter dem in Nummer 13 der Grenzboten erschienenen Artikel über die Presseverhältnisse in Mecklenburg-Schwerin ist aus Versehen des Setzers der Name des Verfassers ausgelassen worden. Es ist Herr Alexander Wachenhusen.

Schlechte Gasthöfe und lange Füße.

In einem Artikel der Allgem. Zeitung, „Von Marienbad nach Tschl“ betitelt, wird ein strenges Gericht über die böhmischen Gasthöfe gehalten. Streng, aber wahr! Nur Eins fanden wir übertrieben. Der Verfasser jenes Reiseberichts schildert die Betten, die er getroffen, wo eine Elle Körper (des Reisenden) in's reiche Leben hineinschauen muß.“ Alle Wetter! Wie viel Fuß muß der Herr Verfasser zählen? Wir wollen nicht hoffen, daß unster, sonst so praktische Augsbürgerin reisende Riesen zu Correspondenten hat, mit langen Gullivers-Beinen, die um eine Elle über das Bett eines gewöhnlichen Menschenkindes hinausreichen. Wir kennen nur einen reisenden Schriftsteller, den die Natur mit solchen Beinen ausgestattet; der aber sitzt ruhig in Wien und ruht aus von den Nachtwächtergefängen und den aufregenden Reisen nach Paris und London.

B o z.

Das Trefflichste, was über Boz (Dickens) bisher noch geschrieben wurde, steht in der eben erwähnten Zeitung in den Nummern 287 und 288. Wir glauben, uns nicht zu täuschen, wenn wir Dingelstedt für den Verfasser dieser sinnigen Charakteristik halten.

Bitte um Aufklärung.

Steinmann theilt folgende Kenie mit:

„Die Grenzboten, Zeitschrift von Kuranda und Comp.
„Deutschland und Belgien wollt ihr veramalgamiren! — Vergeblich,
„Freund, ist Euer Bemüh'n, Wasser und Feu'r sich nicht mischt!“

Wir verstehen weder den Wis noch den Sinn dieser Verse; wer ist das Wasser und wer ist das Feuer? Was bedeutet das „und Comp.“? Es scheint, als ob der Verfasser absichtlich den Reim in seinen Versen vermeidet, sonst könnte man ihm mit Lessing zurufen:

„Ernst, der gern so neu als eigenthümlich spricht,

Rennt einen Stachelreim sein leidig Sinngebicht.

Die Reime hört' ich wohl, den Stachel fand ich nicht.“